Nr. 22. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 13. Januar 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Kampf ums Wahlrecht.

Am Sonntag hat es blutige Köpfe gegeben. Wir bedauern die Zusammenstöße der Polizei mit den sozialdemokratischen Wahlrechtsdemonstranten. Sie waren an sich herzlich bedeutungslos; vielleicht hätten sie mit etwas mehr „Kulturgeduld“ überhaupt vermieden werden können. In Ländern mit freierer Verfassung hätte man wohl der Kundgebung kein Hindernis in den Weg gelegt; wenigstens in London und New-York sind schon ganz andere Demonstrationen für Frauenstimmrecht, Recht auf Arbeit und hundert sonstige populäre Forderungen in Szene gesetzt worden, ohne daß sich die Polizei zum Einschreiten benützigt fühlte.

Immerhin, wir leben nicht im freien England, sondern im Polizeistaat Preußen. Das mußte sich auch die Leitung der sozialdemokratischen Partei sagen. Es war bedenklich, daß sie ihre Anhänger auf die Straße führte. Und noch bedenklicher erscheint es uns, wenn der „Vorw.“ in einer heute ausgegebenen Extranummer erklärt, daß es sich gestern nur um eine erste Antwort auf die Haltung der Regierung und der Parteien in der Wahlrechtsfrage gehandelt habe! „Die gestrigen Demonstrationen waren nur der Beginn des Protest-sturmes, der im Lande aufflammen wird.“

Soll wirklich der Straßenlärm fortgesetzt werden? Der „Vorw.“ stellt sich, als ob der gestrige Tag einen Erfolg für die Sozialdemokratie bedeute. Er behauptet geradezu: „Das Proletariat hat sich die Straße erobert!“ Das ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. Und wenn weiter die Demonstrationen für notwendig erklärt werden, um „dem Kulturfortschritt die Gasse zu bahnen“, so muß man fragen, ob das gerade auf der Gasse zu geschehen braucht.

Man möge die Wirkungen der Straßendemonstrationen zugunsten des gleichen Wahlrechts nicht überschätzen. Die Mauern Jerichos sollen allerdings durch Posaunenklänge umgeworfen worden sein; die Mauern des Dreiklassenwahlrechts sind etwas widerstandsfähiger; von dem Gejohle demonstrierender Genossen fallen sie gewiß nicht um. Wohl aber besteht die Gefahr, daß die Reaktion angesichts solcher Demonstrationen wieder Oberwasser bekommt und mit neuem Mut nach einem Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie zu schreien anfängt.

Doch selbst wenn man solchen Forderungen mit kühler Ruhe entgegensehen wollte, so darf die Sozialdemokratie nicht vergessen, daß sie mit dem Straßenlärm das freisinnige Bürgertum zurückstößt. Auch wer für die restlose Durchführung des Reichstagswahlrechts in Preußen ist, wird sich für die Straßenherrschaft des Proletariats bestens bedanken. Es gibt aber auch innerhalb des Liberalismus manche schwankenden Gestalten, die gleichsam zwangsweise für die preußische Wahlreform gewonnen werden mußten. Sie würden sich mit Vergnügen aus diesem unbequemen Kampf um ein gerechtes Wahlrecht zurückziehen, wenn sie es nur mit Anstand fertig bringen könnten. Für diese „Piepmeier“ ist es natürlich höchst willkommen, wenn die Sozialdemokratie ihr Heil auf der Straße sucht. Daß sie ihr dorthin nicht zu folgen brauchen, darin stimmt ihnen jeder besonnene Staatsbürger bei. So benutzen sie vielleicht die günstige Gelegenheit, um auch die unbequeme Forderung einer umfassenden Wahlreform von sich abzuschütteln. Die Sozialdemokratie kann sich dann in die Brust werfen und bekennen: Es ist erreicht! „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Die „Genossen“ dürfen sich wieder einmal in einer „glänzenden Isolierung“ sonnen.

Uns ist es nicht um den Straßenlärm, sondern um das Ziel zu tun. Dieses Ziel ist die Beseitigung des preußischen Dreiklassenwahlrechts und seine Ersetzung durch das Reichstagswahlrecht. Die Sozialdemokratie will das Reichstagswahlrecht, die freisinnigen Parteien wollen es auch. Daß es auf der Straße erreicht würde, glauben doch wohl die Sozialdemokraten selbst nicht. Die einzige Möglichkeit dazu, nachdem die preußische Regierung eine Wahlreform schroff zurückgewiesen hat, besteht in einer freiheitlicheren Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses. Hier ist der Augenblick, wo der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden muß.

Solange Bürgertum und Proletariat gesondert vorgehen, sind sie zwei Pfeile, die einzeln von der Reaktion zerbrochen werden. Verbunden sind sie unüberwindlich, auch heute, ja gerade heute erst recht. Ein Menschenalter hindurch hat die Sozialdemokratie die große Torheit begangen, bei den preußischen Wahlen Wahlenthaltung für ihre Anhänger zu proklamieren. Vor fünf Jahren hat sie zum erstenmal in größerem Umfang am Wahlkampf sich aktiv beteiligt. Sie hat zwar keinen Abgeordneten erhalten, aber sie hat doch ihre Stimmen gezählt. Man tappt heute nicht mehr im Dunkeln, sondern man kann es statistisch beweisen, daß Freisinn und Sozialdemokratie zusammen die Mehrheit zwar nicht der Wahlkreise, aber doch der Wahlstimmen haben. Nun wohl, weshalb wollen sie nicht zusammenarbeiten, um die preußische Reaktion zu brechen?

Die linksliberalen Parteien haben beschlossen, einen Ausschuß zur planmäßigen und einheitlichen Bekämpfung des bestehenden preußischen Wahlrechts einzusetzen. Solange der Liberalismus für sich kämpft, wird er in der Wahlrechtsfrage über kleine Teilerfolge nicht hinauskommen, und wieder, solange die Sozialdemokratie allein steht, wird ihre Anstrengung unfruchtbar bleiben. Gehen beide Parteien zusammen, dann gewinnt der Wahlkampf ein anderes Gesicht; es ist in diesem Falle sehr wohl denkbar, der Reaktion ganz erheblichen Abbruch zu tun.

Von den Straßendemonstrationen der Sozialdemokratie ist nichts oder höchstens eine Stärkung der Reaktion zu erwarten. Steckt sie aber einmal für ein paar Monate den Zukunftsstaat in die Tasche und konzentriert ihre ganze Arbeit darauf, dem Dreiklassenwahlrecht den Boden unter den Füßen zu entziehen, dann ist ein Erfolg wenigstens möglich. Wir wissen nicht, ob die Sozialdemokratie einer solchen Taktik, die eine gewisse Entsagung fordert, fähig ist. Soviel aber glauben wir behaupten zu können, daß in diesem Falle selbst die „Piepmeier“ unter den Liberalen zu einem ernstlichen Kampf um das Wahlrecht genötigt würden.

Die gelbe Gefahr.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

Ⓩ **Washington, 13. Januar.**

Der Bundesoberrichter Harlan, der einer der eifrigsten Agitatoren für die Verstärkung der amerikanischen Kriegsflotte ist, hielt gestern in der Flottenliga eine Aufsehen erregende Rede. Er erklärte, es könne mit Sicherheit auf den Ausbruch eines **Konflikts zwischen der kaukasischen und der mongolischen Rasse** gerechnet werden, der die ganze Welt in Mitleidenschaft ziehen werde. Die chinesische Armee, der die Japaner die erforderlichen Offiziere lieferten könne in einem Zeitraum von nicht mehr als zehn Jahren auf eine Zahl von fünf Millionen Mann gebracht werden. Es sei daher ein Gebot der Notwendigkeit, daß sich die amerikanische Nation auf die Verteidigung vorbereite.

* * *

Die gegen England sich richtende feindliche Stimmung des chinesischen Volkes ist, wie uns ein Telegramm aus Schanghai meldet, durch die im englischen Interesse aufgenommene Suchou-Anleihe hervorgerufen; sie wächst mit zunehmender Wahrscheinlichkeit des baldigen Zustandekommens dieser Anleihe. Die chinesische Bank in Schanghai beginnt dementsprechend, die Banknoten der Hongkong- und Schanghai-Bank zu boykottieren.

Die Polizei der vertragsmäßig unter internationaler, tatsächlich aber unter englischer Verwaltung stehenden Niederlassung verlangte infolgedessen, der gemischte Gerichtshof solle die Verhaftung des Direktors der chinesischen Bank vornehmen. Der chinesische Richter lehnte die Gegenzeichnung des Haftbefehls ab, da er befürchtet, daß die Verhaftung Unruhen ähnlich wie im Dezember 1905 zur Folge haben könne.

Ankunft der amerikanischen Schlachtflotte in Brasilien.

(Kabeltelegramm.)

Rio de Janeiro, 13. Januar. (W. T. B.) Sechzehn **amerikanische Panzerschiffe** sind heute in die Bai **eingelaufen,** begleitet von einem brasilianischen Geschwader, das ihnen entgegengefahren war. Die amerikanischen Schiffe werden bis zum 22. Januar hier verweilen. Die Regierung und die Botschaft der Vereinigten Staaten bereiten große Festlichkeiten vor.

Nach siebenundzwanzig Tagen hat das Geschwader des Admirals Evans sein erstes Reiseziel, Rio de Janeiro in Brasilien, erreicht.

An der Hand der Seekarten lassen sich nun die ersten „Erfolge“ mit Bezug auf den Zustand der amerikanischen Schlachtflotte, ihre Schnelligkeit und sonstige interessante Punkte nachweisen.

Steckt man den Generalkurs zwischen Hampton-Roads und Rio in reichlicher Weise ab — denn die Flotte hat zweifellos unterwegs evolutioniert und taktische Uebungen abgehalten — so kann man die Strecke auf 5600 Seemeilen berechnen. Infolge der 27tägigen Seefahrt hat das Geschwader dann an einem Tage im Durchschnitt, die Aufenthalte eingerechnet, eine Strecke von rund 210 Seemeilen durchdampft oder in einer Stunde im Durchschnitt nur etwa 8,5 Seemeilen, die mithin als die bisherige Marschgeschwindigkeit der Flotte Evans anzusehen sind.

Für eine Flotte, die sich in der Hauptsache aus modernen und vollwertigen Schiffen zusammensetzt, zumal auf dem Anfang der Reise, ist dieses Ergebnis, wenn auch programmgemäß, so doch als ein recht mäßiges zu bezeichnen, wenn man auch berücksichtigt, daß sich der Gesamtverband aus 16 Linienschiffen zusammensetzt. Ungefähr auf der gleichen Durchschnittsgeschwindigkeit führte auch die einstige Ostseeflotte Rußlands unter dem Admiral Roschdjestwensky die weite Reise nach Ostasien aus, hier allerdings, wenn man die Kulage in Abzug bringt; und unser „Brandenburg“-Geschwader, das während der Chinawirren nach dem Osten dampfte, erreichte eine erheblich größere Durchschnittsgeschwindigkeit, obgleich es sich damals um keineswegs mehr neue Linienschiffe handelte.

Ein definitives Urteil über die Marschgeschwindigkeit mit den daraus zu ziehenden Schlüssen ist aber heute noch nicht möglich, da erst die weiteren Resultate bei der Fortsetzung der Reise abzuwarten sind.

Arthur Kampf.

Arthur Kampf hatte in der Akademischen Ausstellung zwei große neue Arbeiten gezeigt und fügt im Salon Casper einige kleinere hinzu. Das gibt Gelegenheit, einmal über diesen Künstler, der einen immer steigenden Einfluß auf das Berliner Kunstleben gewinnt, eingehender zu sprechen.

Es wird nicht allzuviel von ihm gesprochen. Mein Gott, es gibt so viele Maljünglinge, die sechsten Aufguß von Manet, Van Gogh und Beardsley herstellen und also nach der Ansicht vieler Schreibjünglinge so ungeheuer „persönlich“ sind, die nichts können und also nach der Ansicht derselben Leute so ungeheuer „interessant“ sind! Wie sollte man bei dieser Fülle von Stoff Zeit und Platz für einen Mann haben, der einfach sehr viel kann und nicht aufhört ernst zu arbeiten!

Ich denke nicht daran, Kampf zu überschätzen. Er ist in dem großen Sinne des Wortes, in dem geschichtlichen Sinne keine Persönlichkeit, das heißt: er trägt nicht von Haus aus eine eigene Kunst in sich, die er verwirklichen muß. Aber wie viele sind unter unseren Künstlern, die diesen großen Maßstab vertragen? Wollen lieber nicht zählen. Unter den Zeitgenossen muß man ihm einen sehr guten Platz geben. Ein beispiellos schneller Erfolg hat ihn nicht verdorben. Neben den öffentlichen Aufträgen, deren Erledigung hunderte schon für eine ausreichende Arbeit halten würden, beschäftigen ihn immer noch Werke, die er für sich schafft, und die ihrer Zahl und ihrem Umfang nach tatsächlich eine zweite Lebensarbeit bedeuten. In solchem Wirken hat er sein Talent entwickelt, holt er alles aus sich heraus, was ihm die Natur verliehen hat. Das zeugt von Charakter. Und so hat er menschlich wie künstlerisch vieles, was heute selten ist. Es sind Eigenschaften, die deshalb bei den modernen Phrasenren nicht hoch im Kurse stehen. Aber es gibt noch Menschen außer diesen, und wir schätzen einen solchen Mann und eine solche Arbeit, stellen sie höher als das laute genialische Gelue der Nervenkünstler, die in wochenlange Ohnmacht fallen, wenn sie eine Stimmung angedeutet haben.

Die stärkste Arbeit, die Kampf jetzt zu geben hatte, war das bäumende Pferd. Ein Naturereindruck liegt diesem Werke zugrunde, was leider bei dem Künstler nicht immer der Fall ist, wie wir noch sehen werden. Ein Hof irgendwo im Flachland, das sich grün unter der Sommersonne hinstreckt. Ein Knecht, in roter Stalljacke, hat das nervöse Tier herausgeführt. Ein Terrier reizt es mit wütendem Gebell, und es geht hoch. Kampf hat das Motiv einmal auf kleiner Leinwand gemalt. Jetzt steht es vielleicht auf zu großer. Aber er hat es doch bezwungen. Die jähe Bewegung des Pferdes, die blitzschnell hoppende des Hundes, die kraftvoll wehrende des Mannes spielen vortrefflich gegeneinander, und die Gruppe füllt die Fläche gut aus. Und an der Arbeit der schnellen und treffsicheren Malerhand, die das alles in Farbe und Licht gegenständlich macht, muß jeder seine Freude haben.

In der Akademie hing außer diesem Bilde ein Damenporträt. Auch das hatte bedeutende Eigenschaften; besonders das gelbe Samtkleid war glänzend gemalt. Man will das gelbe Samtkleid nicht sehr hoch schätzen? Ja, ist denn der Zweck dieser Kunst nicht sehr hoch schätzen? Ja, ist denn der Zustand unserer Porträtmalerei so sehr erfreulich? Es fehlt etwas, das ist sicher. Die Wärme für den Menschen, die Empfindung für die Eleganz des Milieus, stand unserer Porträtmalerei so sehr erfreulich? Es Kampf könnte aus sich den Künstler für das repräsentative Porträt machen, der uns fehlt.

Er könnte noch anderes aus sich machen, wenn er sich nur einmal ganz auf sich selbst stellte, wenn er in strengster Selbstkritik alles zu malen verschmähte, was nicht „Kampf“ ist. Selbstkritik alles zu malen verschmähte, was nicht „Kampf“ ist. Er hat im Salon Casper famose Stücke, einen Frauenakt, ein Kinderbildnis, eine weibliche Porträtstudie. Aber es sind das oft Dinge, die er unbewußt natürlich, so gesehen hat wie andere Maler, Habermann, Zorn. Es bleiben seine Arbeiten, aber es sind nicht, ernst betrachtet, seine Erlebnisse.

In dieser Nachgiebigkeit gegen Einflüsse liegt ein Hindernis für seine Entwickelung. Die Vielseitigkeit seiner Begabung, der Umfang seines Könnens bilden in diesem Sinne geradezu eine Gefahr für ihn. Und die Fülle der Aufträge, die ihm früh zuteil wurde, mag dazu beigetragen haben, daß er trotz allem guten Willen nicht ganz zu sich selbst zu kommen vermocht hat. Sein Anfang, das Studentenbild aus den Freiheitskriegen, war in seiner Herbheit echt. Er hat durch spätere Arbeiten malerische Haltung und malerischen Reiz gewonnen, die er damals nicht hatte, aber er hat auch etwas verloren. Kampf ist trotz allen Würden noch jung, und nicht nur an Jahren, fühlt sich wohl sicherlich selbst noch als Werdenden. So mag er auch den Weg zur Schönheit, die ihm spröde ist, in Zukunft nur von seiner Wahrheit aus suchen. Der Stolz darauf, daß er das, was andere tun, „auch kann,“ muß unter ihm bleiben, wenn er zur Höhe will. Und ich glaube, er will,

Fritz Stahl.

* * *

F. St. Zu der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ stößt Karl Scheffler, dessen dreiste und oberflächliche Angriffe auf Bruno Liljefors und seine Lober neulich an dieser Stelle von mir die gebührende Antwort erhielten, ein durchdringendes und anhaltendes Wehgeschrei aus. Der Lieb hat also fest gesessen. Das erfüllt mich mit großem Behagen.

Und dieses Behagen wird dadurch noch gesteigert, daß Scheffler mir zugleich, auch im Namen seiner Künstler, seine Mißachtung meiner Person und meiner Tätigkeit ausdrückt. Die würde ich, wenn es anginge, wie einen Orden tragen. Ist sie doch die Bestätigung dafür, wie stark ich diesen Herren im Wege stehe, die ich für blinde Zerstörer halte.

Ich werde deshalb auch nicht antworten. Ich stehe lange genug in der Oeffentlichkeit, daß jeder, der sich um Kunstdinge bekümmert, sein Urteil über mich fertig hat, und an diesem Urteil, das auf meinen Taten beruht, wird Scheffler und will ich durch Worte nichts ändern. Ich kann sogar, ohne ein Wort hinzuzufügen, mitteilen, daß ich nach Schefflers Behauptung mit meiner Einschätzung der Künstler immer zehn Jahre hinter anderen Kritikern nachhinke.

Eines in Schefflers Ausführungen ist aber so amüsant, daß ich es nicht verschweigen kann. Daraus, sagt er, daß ich Mittelmäßiges (das heißt übrigens: Liljefors, Sargent und ähnliche Künstler) gelten lasse, könne man schließen, daß ich mittelmäßig sei. Damit hat er, zum Entsetzen wahrscheinlich vieler seiner Genossen, den Trick verraten, mit dem diese Gernegroße sich als unerhört bedeutend dem Publikum hinzustellen suchen. Sie stellen ungeheure Ansprüche — — an die anderen. (An sich nicht einmal den gewissenhafter Arbeit.) Nur die allergrößten Genies sind wert, von ihnen beachtet zu werden. Und darauf fallen dann mit einem Teil des Publikums auch manche Kritiker herein, aus Angst, sich an Bedeutung übertrumpfen zu lassen. Recken sich, geben auf Stelzen, tragen Perrücken; und werden nie den Stolz eines Mannes begreifen, der es verschmäht, durch irgendwelche Kniffe auf